



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 31. Sonntag den 2. August 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonizelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Neunter Sonntag nach Pfingsten. — Verlorene Tränen. — Aus dem Kalender der Woche. — Jugendpflege. — Im Brennpunkt eucharistischer Liebe. — Der Herr Salristan. — Allerlei über Kindererziehung. — Erziehungsgrundsatz.

Wochentalender.

Sonntag, 2. August, 9. n. Pfingsten, Alfons, Kirchenlehrer.
Montag, 3. August, Auffindung des hl. Erzmartyrers Stephanus.
Dienstag, 4. August, Dominikus, Ordensstifter.
Mittwoch, 5. August, Fest Mariä Schnee.
Donnerstag, 6. August, Verkündigung Christi.
Freitag, 7. August, Cajetan, Bekenner.
Samstag, 8. August, Cyrillus.

Neunter Sonntag nach Pfingsten. Jesus weint über Jerusalem.

Evangelium Luk. 19, 41—47.

In jener Zeit, da Jesus Jerusalem näher kam und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: „Wenn doch auch du, und zwar an diesem deinem Tage, erkennst, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde dich mit einem Wallen umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrückend werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und in dir keinen Stein aus dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimführung nicht erkannt hast.“ Und als er in den Tempel kam, fing er an, die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinauszutreiben, und er sprach zu ihnen: „Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Räubershöhle gemacht.“ Und er lehrte täglich im Tempel.

Verlorene Tränen.

Jesus weint über die Stadt Jerusalem, und seine Tränen sind an den verblendeten Juden verloren. Wenn du es doch erkennen würdest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient, nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.

Das verblendete Volk kennt nicht seinen Frieden, kennt nicht sein Heil, kennt nicht sein Glück. Heute rufen sie „Hosanna!“ und morgen „An's Kreuz!“ Der einzige Rettungsanker der Juden wäre der Glaube an Christus gewesen, die Annahme seiner Lehre, seiner Gebote, seiner Wunder, der Eintritt in seine Kirche. Davon aber wollten sie nichts wissen. All ihre Hoffnungen waren Seifenblasen; sie träumten von einem irdischen Messiasreiche, dem alle Länder der Erde einverleibt würden, von einem großen Judenkönig, vor dem die ganze Welt auf den Knien liegen würde; ein König im Reiche der Seelen war nicht nach

ihrem Geschmack. Aus Furcht, ihr winziges Ländchen an die Römer zu verlieren, lieferten sie den Gottessohn an's Kreuz; sie erstrebten irdisches Glück und haben darüber das himmlische mit samt dem irdischen mit einem Schlage verloren. Einem sinnlosen Kranken gleichen sie, dem der Arzt Gesundheit garantiert beim Gebrauche einer gewissen Medizin; doch der Kranke verschmäht sie in törichtem Eigensinn.

So haben die Juden sich selbst die Suppe eingebrockt, die sie essen mußten, sich selbst die Rute gebunden, mit der sie geschlagen wurden, sich selbst die Strafen diktiert, die später an ihnen vollstreckt wurden.

Der Heiland weiß es, sieht es kommen, kann es aber nicht verhindern wegen ihres bösen Willens. Und darum weint er, weint Tränen des Mitleids über das unglückliche, verblendete, verhärtete und gottesmörderische Volk.

Doch leider, diese Tränen sind umsonst; sie ehren zwar den Heiland, der sie geweint, nützen aber nichts den Juden, denen sie gegolten haben. Im Gegenteile! Sie sehen seinen Schmerz, bemerken seine Tränen, hören seine Klagen, vernehmen seine Drohung — und bekehrten sich nicht und vermehrten ihre Strafe.

Es ist ergreifend, wenn ein Gott weint; fürchterlich aber, wenn er umsonst weint. Dann verwandeln sich seine Tränen in Feuertropfen, die auf die schuldige Seele niederträufeln.

Liebe Christen! Wenn wir gesündigt haben, weint der Heiland auch über uns. Mögen diese Tränen niemals umsonst sein! Und doch, ich will es frei heraus sagen: Es gibt auch unter den Christen Verstockte und Verblendete, an denen die Tränen unseres Heilandes verloren sind. Sicher wollen diese Seelen in den Himmel kommen, wollen die Sünde meiden, wollen den Pfad der Tugend wandeln. Aber sie greifen das Uebel nicht an der Wurzel an, sie wollen nicht die Bedingung erfüllen, die allein zum Ziele führt, während doch der Heiland sagt: „Wenn deine Hand dich ärgert, so haue sie ab.“ Da ist z. B. der unglückliche Trinker; hoch und teuer versichert er, daß er nie mehr zu viel trinken wolle. Kommt aber die Gelegenheit und hat er nur das erste Glas wieder angefaßt, so gehen seine Vorsätze jämmerlich in die Brüche. Die Verschwendung, der Rausch, die Sünde, das Unglück, die Störungen im Familienleben und all' die Furchen des Alkohols sind wieder da, schlimmer als zuvor. Siehst du denn nicht, was allein dir zum Frieden dient, was allein Hilfe

und Rettung bringt? Ganz allein die Abstinenz, der vollständige Verzicht auf jeden Tropfen. Das mag er als „Kostkur“ vorkommen, aber wirksam ist es und durchgreifend, die das Uebel mit Stumpf und Ail ausrottet, die mit einem gewaltigen Ruck dich zu einem andern Menschen macht.

Da ist der Unkeusche. Um keinen Preis will er wieder sündigen. Aber sieh, er meidet die Gelegenheit nicht, er sucht sie sogar auf. Und abermals wird er umstrickt von den Reizen der Leidenschaft, abermal ein Sklave der niedrigsten Triebe, abermal eine Beute der Verführung, abermal ein Mörder der Seele. Hast du denn keine Augen, zu sehen, keine Ohren, zu hören, keinen Verstand, zu begreifen? Du willst in das Feuer dich stürzen und nicht verbrennen? So höre also und nimm es zu Herzen, daß die einzige Garantie für ein reines Leben die Flucht der Gelegenheit ist. Meide also den Verkehr mit jener Person, meide wenigstens das Alleinsein mit ihr, und die Lilie der Keinheit wird in neuem Glanze dir erblühen.

O teuerste Seele. Gedenke der Tränen deines Heilandes! Laß nicht zu, daß sie umsonst für dich vergossen sind. Siehst du irgend eine Schranke, die von Jesus dich trennt, reiße sie mutig nieder; wird dir eine Medizin verschrieben, die deine Seele gesundet, trinke sie tapfer. Das aber wisse und merke, daß einem Sünder dem es am guten Willen fehlt, der die Gelegenheit nicht meiden will, der um die Mahnungen des Heilandes sich nicht kümmert, der die Warnungen des Vaters in den Wind schlägt, der die Vorwürfe des Gewissens geistlich überhört, der vermessen im Wasser der Sünde weitersegelt, — daß einem solchen weder die Tränen noch das Blut des Gottmenschen, weder die Sakramente noch der Beistand des Priesters, weder die Fürbitte der Mutter Gottes noch die Gebete des Schutzengels etwas helfen können. Mit offenen Augen rennt er ins Verderben und erntet den Lohn seiner Aussaat und wird hinausgeworfen werden ins unauslöschliche Feuer, wo ewig Heulen und Zähneknirschen sein wird.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Unter Berufsgenossen.

(St. Dominikus.)

Eine rührende Szene, die dem Kalenderschreiber einmal erzählt wurde, kam ihm wieder ins Gedächtnis, als er wie in jeder Woche das Heiligenver-

gegnis für die nächsten acht Tage durchschaute. Es war nämlich vor vielen Jahren am Tage des heiligen Franziskus (4. Oktober) im Franziskanerkloster zu W. An der Tafel, die aus Anlaß des Festes des Ordensstifters reichlicher war als sonst, nahmen außer anderen Geistlichen auch drei Mitglieder des Dominikanerordens teil. Während des Mahles wurden Kerzen auf dem Altare, der an der Stirnwand des Refektoriums angebracht ist, angezündet; aus der Reihe der zu Tisch Sitzenden erhob sich ein junger Dominikanerpater und ein gleichfalls noch jugendlicher Franziskanerpriester, schritten dem Altare zu, verneigten sich vor demselben und begannen nun mit klarer Stimme zweistimmig in lateinischer Sprache zu singen:

„Der apostolische Dominikus und der seraphische Franziskus, lehrten uns dein Geheiß, o Herr!“

Nach einer kleinen Pause setzten die beiden priesterliche Sänger wieder ein, diesmal einen Ton höher: „Der apostolische usw.“

Und noch ein drittesmal, wieder in höherer Stimmlage, wurde der obige Vers gesungen. Dann aber umarmten sich die beiden Geistlichen dreimal und gaben sich den Friedenskuß.

So wird alljährlich immer aufs neue wieder die Verbrüderung der beiden Orden in sinnvoller Weise erneuert und besiegelt; und vielleicht findet die gleiche Zeremonie am Feste des heiligen Dominikus, das am 4. August gefeiert wird, im Dominikanerkloster ebenfalls statt. Etwas Bestimmtes ist dem Kalenderschreiber darüber nicht bekannt, es entspräche aber der Gegenseitigkeit.

Interessant ist jedenfalls, daß der erzählte Brauch in ähnlicher Weise von den Sestern der beiden genannten Orden vor nahezu 700 Jahren zum erstenmale geübt wurde, wie in der Lebensgeschichte des heiligen Dominikus zu lesen ist. Dominikus hatte schon viel von Franziskus gehört, dessen Orden bereits die Genehmigung des Papstes erhalten hatte, während die Anerkennung seiner eignen Ordensgenossenschaft auf große Schwierigkeiten stieß; gesehen aber hatte er den großen Armen von Assisi noch nicht. Zu Jahre 1216 betrat er eine Kirche zu Rom und fand da den gleichgesinnten Franziskus und erkannte ihn, ohne daß es ihm jemand gesagt hätte, auf der Stelle. Voll Freude warf er sich ihm in die Arme und rief aus: „Du bist mein Geährte! Laß uns zusammenstehen und kein Feind wird uns besiegen!“ Und die beiden Heiligen blieben auch ein Herz und eine Seele. Neidlos sah und anerkannte einer des andern Wirken und freute sich des Guten, das aus der Wirksamkeit des andern hervorging. Und da beide Heilige sozusagen einem Berufe angehörten, ist diese Neidlosigkeit und gegenseitige Anerkennung um so mehr hervorzuheben.

Denn gerade bei Berufsgenossen solls nicht immer so sein; da findet der eine an des andern Wirken meist zu nörgeln und auszuhezen und schlecht zu machen. Das liegt schon so in der menschlichen Natur, daß man sich selbst das Beste wünscht und gönnt, und dann noch einmal und hundertmal, und dann erst dem lieben Nächsten auch das Seine zukommen lassen will. So ist es und nicht anders. Und nur denen, die ganz durchdrungen sind vom Geiste des Christentums, das da den Nächsten akkurat so zu lieben befiehlt, wie sich selbst, mag's anders gelingen. Und die folgende Stufe dabei ist, daß man sich nicht betrübt, wenn dem Mitmenschen ein Gluck in den Schoß fällt; dann erst ist man neidlos. Und wer sich freuen kann, so recht aufrichtig freuen kann über den Erfolg eines Standesgenossen, der erst hat in dieser Hinsicht den beschwerlichen Gipfel erklommen. Derer aber sind nicht zuviel. Bleiben ja doch die meisten Erdenkinder am liebsten in den Niederungen und nur wenige steigen empor zu den zackigen, steinigten Rämmen des Hochgebirges, wo der Himmel einem näher ist als drunten im Tal. Wer aber oben gewesen, fühlt, wie wohl ihm zu Mute ward in der reinen und klaren Luft und möcht' nimmer runter. So auch, wer die schweren Höhen des christlichen Lebens erreicht hat: er sieht

nie, wie wohl es war, die steilen Pfade zu wandeln, die dem Himmel nahe führen . . .

Der Kalenderschreiber.

Jugendpflege.

Im neuesten Heft des Volksvereins, das demnächst von den Vertrauensleuten in Tausende von Familien hineingetragen wird, wird eingehend besprochen, was Elternhaus, Kirche und Schule, Staat und Gemeinde heute um die Jugend tun müssen, um sie im flutenden Leben und im täglichen Kampf um Religion und Sittlichkeit zu stärken.

Man jammert heute allüberall über Verrohung der Jugend, wie die heutige Jugend vielfach noch nicht reif ist für das Erwerbaleben, in das sie geworfen wird, wie sie untergeht in allen Gefahren. Aber wir haben auch allmählich die Methode herausgefunden, wie dem entgegen gearbeitet werden kann und muß. Zuerst muß das Elternhaus mobil gemacht werden für die moderne Jugenderziehung: es ist die Werkstätte der Erziehung, in der grundgelegt wird, was sich später entwickeln soll. Dazu müssen Schule und Kirche treten. Ihre Vertreter müssen sich fragen, ob sie mit der Erziehung auf dem rechten Wege sind, ob sie für das Leben heute die Kinder erziehen. Und die öffentliche Jugendpflege muß sich noch angliedern.

Das Ziel der Erziehung ist heute ein anderes als früher. Früher hatten wir das „System der Bewahrung“. Die Kinder waren unter strenger Aufsicht. Heute hat das Leben die Familie auseinandergerissen und das alte Bewahrungssystem kann eben nicht immer mehr Platz greifen. Heute acht die Erziehung auf innere Festigung der Jugend hinaus! Tragt Sorge, daß sich die Kinder möglichst frühzeitig ihres inneren Wertes bewußt werden! Könnten wir nicht das christliche Selbstbewußtsein, das Adelsbewußtsein des Gotteskundes pflegen?

Dazu müßte kommen: ein kräftiges Standesbewußtsein! „Der Bauer muß adelig werden“, sagte Freiherr v. Stein. Sillt das nicht von allen Ständen? Auch von Arbeiterstände? Es muß eine Art Adelsstolz hinein in die Arbeiter-, Handwerker-, Bauernkinder, dann erhalten wir nicht die „leeren Kerls“, die in blödsinniger Gedankenlosigkeit nicht wissen, was sie vom Leben haben und dem Radikalismus und aller Schlechtigkeit nachlaufen. Darum: lehrt die Kinder an die Zukunft denken! Laßt sie teilnehmen an euer eignen Sorge um die Zukunft! Darum steht eine geordnete Familienziehung auch weit über einer Anstaltsziehung! Die Kinder sollen sich bewußt werden, daß das Leben etwas ist an Werten, die sie sich selber in Arbeit, Entfagung, Lernen aufbauen müssen.

Geben wir dann dem Kinde Schaffensfreude! Regt ihre Vernfreude an! Sorgt für einen richtigen Beruf, dem das Kind körperlich und geistig gewachsen ist, in dem es Befriedigung findet! Zeigt ihm die Zukunft: Du sollst ein Mann werden, deine Arbeit hat einen höheren Wert, als jetzt nur in der Jugend Geld zu verdienen! Du mußt dich vorbereiten auf den Beruf: Familienvater zu werden! Du sollst deine sittliche Kräfte entwickeln, dein Können steigern, arbeiten und sparen lernen, damit deine Zukunft guten Grund hat.

Lehret sie dann die Quellen der Kraft gebrauchen: Sakramente, Gnadenmittel der Kirche! Lehret sie Selbstüberwindung! Das ist nicht Vergewaltigung, nichts Knechtelisches, nein, das ist Heldenmut! Erzieheth die Kinder zur Selbstständigkeit! Sie müssen allmählich lernen, ins Leben hineinzuwachsen, sich darin selbst halten zu können, ohne Aufsicht, ohne Kontrolle sittlich und stark zu bleiben. Darum schon in der Familie: weniger kontrollieren, mehr aufbauen, erziehen! Zeigt den Jugendlichen den Weg zu Männlichkeit, Ritterlichkeit! In der Jugend-

organisation sollen sie lernen, den Wert der Organisation zu schätzen.

Die Standesvereine müssen mithelfen, dieses Ziel zu erreichen. Unsere Presse, Sonntagsblätter usw. müssen mithelfen, daß solche Erziehung Gemeingut des Volkes wird. Schule und Eltern müssen sich finden zu Elternabenden, besonders die Jugendpflege muß ausgebaut werden. Unter untern Jugendpflegern haben wir zu wenig Handwerker, Arbeiter, Kaufleute; auch diese müssen heran; ihre Sache ist es; ihre Kinder sind es! Die Jugendpflege darf nicht erschöpft sein in Sport, Hinausziehen in Feld und Flur. Tüchtige Berufsmenschen, christliche Familienväter, Streiter in der Standesbewegung, Staatsbürger müssen unsere Zuendlichen einmal werden. Dann müssen wir gemeinsame Veranstaltungen haben, wo wir die Jugend zusammentrommeln, wo ihnen der Vertreter des Staates, der Gemeinde, des Standes ein ernstes Wort sagt von den späteren Aufgaben, wo Geistliche zu ihnen sprechen über die Kunst und Bedeutung christlicher Lebensführung. Das ganze Volk muß daran mitarbeiten! Kirche und Staat allein vermögen's nicht. Die Kirche, der Staat, das sind ihr! Die Zukunft unseres Volkes aber ist eine starke, sittenreine, schaffensfrohe, ewiglebensfreudige Jugend!

Im Brennpunkt eucharistischer Liebe.

„cedant vetera, nova sint omnia, Corda, voces et opera.“
Hymnus „Sacris solemniis.“

(Aus „Schauen und Beten“ Lourdes-Bilderbuch für Marienkinder von Jos. Zimmer, Pr. d. Diöcese Fulda, Fuldaer Actiendruckerei.)

Es trete zurück das Alte, alles werde neu, Herz und Wort und Tat.

Von Rom kam diese Weisung. Es war das berühmte Kommuniondekret: „De quotidiana SS. Eucharistie sumptione“ vom 20. Dezember 1905, das durch das Dekret über das Alter der Erstkommunikanten vom 8. August 1910 ergänzt wird.

Der hl. Vater wollte die Welt, die vom Zeitsturm umtost den schweren Kampf gegen Glaubens- und Sittenlosigkeit führt, neu beleben und stärken. Neues Blut sollte in das Herz der Kirche fließen.

Und sein Wollen ist seit Jahren ein bewegender Wind geworden.

Ein frischer Hauch zieht durch die Hallen unserer Gotteshäuser. Die Stupeln unserer Kirchen leuchten im Glanze eucharistischer Sonnenglut. Aus der hl. Eucharistie wird die alte Welt neu geboren. Die Eucharistie ist das Weltfeuer, das reinigt, läutert, belebt. Es brennt da, dort, überall, wo katholische Kirchen stehen.

Die Liebe ist dieses Feuers edle Nahrung. In Lourdes ist die Liebe riesengroß. Darum ist in Lourdes auch eucharistisches Großfeuer. Lourdes ist ein eucharistischer Brennpunkt mit all seinem Segen für die Völker.

Die Eucharistie ist das Herz von Lourdes, das brennende Herz. Von dort fließt das Feuer in die Adern der Kirche. Und die Mutter an der hl. Grotte ist das Rohr, durch das die Funken sprühen. Diese „Funken im Rohr“ sind die Himmelsgaben und Gnaden aus der Mutterhand.

So geht der Weg zum Herzen des Heilandes durch das Herz der Mutter.

„Per Mariam ad Jesum,“ lautet die Devise im Wappen des Bischofs von Lourdes.

Sie sollte als Flammenschrift über dem Heiligtum stehen, um es aller Welt zu künden, daß wir im letzten Grunde das Herz des Heilandes suchen.

Wir lieben unsere Mutter mit der ganzen Liebe guter Kinder, wir ehren und preisen sie mit aller Stut, wir jubeln ob ihrer Herrlichkeit, aber bei allem wissen wir, daß die gute Mutter nichts wäre ohne ihren Sohn.

Darum ist der selige Ausblick zur Mutter ein Hinblick zu ihrem Sohne.

Die Mutter ohne Jesus kennt das katholische Herz nicht.

Und sie selbst, die erhabene Demut, weist mit allen Fingern nach der Zentralfonne, die ihr das Feuerkleid strahlender Schönheit um die Lenden gelegt:

„Geht zu Jesus, und was er euch sagt, das tuet!“

*) cf. Weisb. 3, 7.

Darum ist auch die Marienverehrung in Lourdes gesund katholisch. Jesus, im allerheiligsten Sakrament, unser alles, bleibt auch in Lourdes der strahlende Mittelpunkt.

Und diese Verehrung des allerheiligsten Sakramentes treibt in Lourdes herrliche Blüten. Durch die Mutter ist dem Sohne in Lourdes ein eucharistischer Zentralkult aufgeblüht.

Mit welchem Dank mag der Sohn seiner lieben Mutter aufwarten für diese herrliche Tat!

Er, der ein Herz voll Erbarmen und unendlicher Liebe über die Menschheit ausgoß, kennt kein anderes Verlangen, als ein Herz voll Gegenliebe. Er sehnt sich wie eine gute Mutter nach dem Herzen der Kinder. „Sohn, gib mir dein Herz!“ ist sein Wort an alle Menschen.

Da bringen wir ihm denn an hl. Stätte unsere Herzen dar, unsere ganze Liebe und Verehrung.

Welch Verherrlichung unseres Gottes liegt nicht in dem hl. Opfer, das unzählige Male an heiliger Stätte dargebracht wird?

Auf allen Altären an der Gnadenstätte brennt wie ehedem im Tempel zu Jerusalem fast ständig von der Mitternachtsstunde bis Mittag das heilige Opferfeuer, und oft in Hunderten von Flammen.

Und die es anzünden, sind die Bewitterten des neuen Bundes.

Die Leviten wohnten bei den Israeliten in allem Volke zerstreut. Sie kommen hier aus allen Ländern die Gesalbten des Herrn und feiern zu Lourdes das erhabene Opfer des neuen Bundes. Man schätzt die Zahl der heiligen Messen, die jährlich in Lourdes gefeiert werden, auf circa 50 000. — 1912 waren es 65 000.

Fünfundsechzigtausend heilige Messen, von denen jede einzelne unendliche Anbetung, unendlichen Dank, unendliche Sühne, unendliche Bitte in sich schließt, welch himmeltragender Berg herrlichster Gottesverehrung!

Aber neben der Verherrlichung Gottes des Vaters liegt in den hl. Opfern auch eine herrliche Ehrung des eucharistischen Gottmenschen eingeschlossen.

Tausend- und tausendmal wird in den Opfern jene erhabene, unendliche Liebe gefeiert. Die den Sohn zur Erde zog und ans Kreuz zwang. Und wie es dem Herzen des Sohnes ein verzehrendes Verlangen war und eine unsägliche Freude, dem Vater sein Blut darzubieten für die Sünden — wie drängt es ihn, bis es vollbracht ist — so findet in jedem Opfer die Wiedergeburt dieser Herzensfreude statt.

Und er, der dem Vater das einzig würdige Lob- und Anbetungsopfer, Dank- und Votivopfer darbrachte, kennt keine größere Wonne, als die Wiederholung dieses Opfers in dem hl. Messopfer, und hat keinen sehnlischeren Wunsch, als daß wir teilnehmen an diesem großen Werte des Opfers. Welch Freude darum für den Sohn, wenn wir sein heiligstes Blut lobpreisend und dankend gegen den Himmel erheben, wenn wir vertrauensvoll auf die Kraft des hl. Opfers unsere Arme emporrecken, Gaben zu empfangen!

Das heiligste Altarsakrament ist nun aber nicht bloß Opfer, es ist auch Speise. Und diese Speise ist die hl. Kommunion.

So haben den Heiland, der sich unter den Gestalten birgt, die Tausende von Priestern tausend- und tausendmal in inniger Liebe ans Herz gedrückt. Und er, der da spricht: „Meine Wonne ist es, bei den Menschenkindern zu sein.“ hat auf jede Stirn den Kuß des Friedens und heiligen Glückes gedrückt.

Die heilige Kommunion ist die Feierstunde für das liebevollende Herz des Gottmenschen, nach der es sich mit allen Fasern sehnt; die heilige Kommunion setzt all unserm Lieben und all unserm Beten, jetzt unserer ganzen Gottesverehrung die Krone auf.

Der Heiland verlangt von uns alles, und in der heiligen Kommunion geben wir ihm alles.

„O salutaris hostia, quae coeli p-ndis ostium — o heilsame Opfergabe, die du der Seligkeit Tor eröffnest,“ singt die Kirche von der heiligen Hostie. Ja, Himmelsduft weht durch die gottgefällige Seele. Und nun schlagen aus der Seele Falten glühende Anbetung und Liebe und flammender Dank. Und flehende Sühne und innige Bitte legen wir in Jesu Herz und erfüllen es mit heiligem Entzücken. Unser Herz wird zum Altar, von dem die Wolken herrlicher Gottesverehrung emporsteigen.

*) Prov. 8, 31.

(Schluß folgt.)

Der Herr Sakristan.

(Schluß.)

Verzeih mir's Gott, wenn ich selber nicht ganz so andächtig war, wie ich es gefolgt. Denn immer

wieder einmal mußte ich einen Seitenblick auf den waderen Jüngling werfen, der vor der untersten Altarstufe wie aus Erz gegossen auf dem Teppich kniete. Es war für mich kein Zweifel: dieser junge Mann, mochte er nun gut oder schlecht für seinen Dienst bezahlt werden, war auf alle Fälle von wirklichem Glauben erfüllt. Denn so benimmt sich nur die lebendige Ehrfurcht.

Nach der heiligen Messe geleitete mich mein Herr Sakristan wieder zurück und war wieder in bester Weise behilflich beim Ablegen der Paramente. Ehe ich die Sakristei verließ, um in der Kirche selber meine Danksgesung zu verrichten, wurde ich meiner Pflicht bewußt, die gute Dienstleistung auch in entsprechender Weise anzuerkennen. Ich nehme an, daß mir da jeder Küster in allen fünf Weltteilen ohne Widerspruch recht geben wird.“

Und der Herr Referendar meinte: „Ich nehme auch an,“ und nahm gleichzeitig jetzt doch eine Zigarre aus dem Kistchen des Gastgebers, da ihm die Zigaretten im eigenen Etui ausgegangen waren. Der Geistliche reichte ihm das brennende Streichholz und erzählte weiter:

„Ich zog also jetzt mit heroischer Hintanfetzung jeglicher Knausererei meinen Geldbeutel und sprach heimlich zu mir selber: Priester der Diözese Fulda, die dem heiligen Bonifatius so viel zu verdanken hat, zeige jetzt deinen Dank gegen die englische Nation und gib ein anständiges Trinkgeld.“

Ich zog also einen sauberen Schilling — nach unserm Geld immerhin eine ehrenwerte Mark — heraus und sagte mit der Huld und grenzenlosen Freigebigkeit eines Milliardärs: „So, besten Dank für alles, Herr Sakristan, und hier diese Kleinigkeit ist für Ihre Bemühung.“ Das Wort Kleinigkeit glaubte ich ja selber nicht recht, aber ich mußte doch anständigerweise so sagen, um ihm die Annahme zu erleichtern und die Operation so schmerzlos als möglich für ihn zu gestalten. Nun wäre es doch eigentlich so ganz selbstverständlich gewesen, daß der junge Herr nach dem Beispiel so vieler waderer Vorgänger in allen Branchen schüchtern seine Hand ausgestreckt und mit verschämtem Lächeln gesagt hätte, das sei doch wirklich gar nicht nötig, aber nichtsdestoweniger danke er mit herzlichem Vergelts Gott und erlaube sich die Frage, ob Hochwürden nicht vielleicht morgen schon wieder eine Messe hier lesen wollen.

Allein hier ging nun einmal mein Herr Sakristan in der Aloysiuskirche zu London seine eigenen Wege. Er war weder schüchtern, noch lächelnd er verschämt, noch sagte er Vergelts Gott. Er trat ganz freundlich einen Schritt zurück und sagte verbindlich: „Ich danke für Ihren guten Willen! Aber ich vertrete hier nur aus Privatvergnügen die Stelle eines Sakristans, den sich die junge Kirchengemeinde, die meist aus ärmeren Katholiken besteht, noch nicht leisten kann. Ich selber bin ein Kaufmann — und zwar, um es Ihnen jetzt zu verraten — aus Deutschland! Ich besorge den Dienst hier morgens aus Liebhaberei.“ — Was sagen Sie dazu, Herr Referendar?“

Der Herr Referendar nahm sein Glas und sagte: „Ich erlaube mir, auf das Wohl dieses seltenen weisen Raben zu trinken.“ Und kräftig stieß der geistliche Gastgeber mit ihm an. Dann sprach er: „Ja, auf das Wohl dieses prächtigen Menschen! Doch hören Sie das Ende von der Geschichte, wenn's Ihnen beliebt.“

Sie können sich meine Ueberraschung denken. Ich ließ meine Hand mit dem lumpigen Schilling sinken und rief: „Was — ein Deutscher sind Sie? Made in Germany? Dann Hand her — wir sind Landsleute!“

Der Pseudo-Sakristan ließ sich tüchtig die Hand schütteln und sagte dann mit einem kleinen schelmischen Lächeln: „Das dachte ich mir gleich! Denn daß Sie kein Engländer waren, das hörte ich schon an Ihrem Englisch! Uebrigens sprechen Sie es ganz nett und originell. Daß Sie aber ein Deutscher waren, merkte ich deutlich an den drei deutschen Ave Maria, die ich Sie halblaut nach der Messe beten hörte. Ich wollte schon einmal mitbeten und wenigstens sagen: „Auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi.“ Aber dann fürchtete ich, Sie in der Andacht zu stören, und so blieb ich still.“

Wir unterhielten uns nun noch einige Minuten, während er alles wegräumte und in die gewöhnliche Ordnung brachte. Ich denke, der liebe Heiland, der, nur durch eine dünne Wand von uns getrennt, alles mit anhören mußte, hat es uns nicht übel genommen.

„Aber hören Sie mal, Herr Sakri . . . Herr Landsmann, wie kommen Sie denn eigentlich als Kaufmann dazu, hier in London . . .“ Weiter kam ich nicht im Fragen, denn der junge Herr unterbrach

mich gleich: „O, sehr einfach, hochwürdiger Herr! Ich bin nebenbei auch katholisch und da machte sich die Sache eigentlich sehr einfach. Als kleiner Junge daheim war ich Mesdiener, und das machte mir so viel Vergnügen, daß ich die alte Gewohnheit hier nicht ganz lassen konnte. Ich bin jetzt etwa ein Jahr hier in einem großen Geschäft in der City, und es geht mir gar nicht übel. Als ich mir zu Anfang meines Hierseins eine Kirche suchte, die nicht so weit von meiner Wohnung lag, entdeckte ich diese. Und als ich bald darauf entdeckte, daß der Rektor hier an Werktagen oft um Küster und Mesdiener verlegen war, entdeckte ich mein altes Talent und bot mich an. Weil ich weiter nichts als die Ehre dieses Dienstes beanspruchte, so wurde ich bald mit Herrn Rektor handelseinig — und sehen Sie, so komme ich nun ganz einfach jeden Morgen ein bißchen hierher. Das macht mir gar nichts aus, da ich erst um neun Uhr auf meinem Kontor zu sein brauche. Doch die Sache ist eigentlich gar nicht der langen Rede wert.“

„O doch! O doch!“ rief ich, „die ist wahrlich der Rede wert! Wie freue ich mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben! Aber erlauben Sie noch eine Frage: Was sagen hier Ihre Bekannten dazu — hält man das nicht für einen richtigen Spöken?“ Mein Herr Sakristan lachte trotz der Nähe des Tabernakels und sagte: „Ich habe nie darnach gefragt, was andere über Dinge sagen, die mir teuer und heilig sind. Für manche gilt es ja schon als Spöken, überhaupt katholisch zu sein. Es hat mir eigentlich schon genügt, mit diesem Mesdiener hier meiner alten Mutter in Deutschland drüben eine kleine Freude zu machen.“

„So leben also Ihre Eltern noch?“ fragte ich, um etwas über die Herkunft eines so glaubenstreuen Katholiken zu erfahren.

„Gott sei Dank, die leben noch,“ sagte mein Herr Sakristan. „Sie können sich aber denken, daß meine fromme Mutter mich doch nur mit einer heimlichen Angst für zwei Jahre nach London gehen ließ. Sie meinte, das große Themsebabel würde mich und meinen Glauben und mein Gewissen verschlingen. Nur mit bitteren Tränen ließ sie mich ziehen, nachdem ich ihr auf mein Wort versprochen, nie die Sonntagsmesse zu veräumen. Da wollte ich sie doch nach Möglichkeit beruhigen und schrieb ihr heim, ich wäre wieder wie einst in Saint Marien daheim Mesdiener geworden hier in Saint Aloysius. Sehen Sie, so ist meine Mutter wieder beruhigt worden — und ich wurde der Herr Sakristan.“

Ich kann Ihnen sagen, Herr Referendar, der junge Mann kam mir im Augenblicke vor wie ein großer Held. Ich hatte die Empfindung, als wäre er von dem Holz, aus dem unser lieber Herrgott die Heiligen unserer Tage schnitzen läßt. Ich wollte mich nun aber diesem waderen jungen Herrn doch gerne in irgend einer Weise erkenntlich zeigen und sagte: „Kann ich Ihnen denn mit gar nichts ein Vergnügen machen für die Dienste, die Sie mir erwiesen?“ Der Herr Sakristan von Saint Aloysius lächelte und sagte: „Wenn Sie durchaus etwas Los sein wollen . . .“

„Aha, jetzt kommt das dicke Ende,“ sagte der Herr Referendar hier plötzlich und steckte sich die Zigarre wieder an, die ihm ausgegangen war.

„Ja, das kommt jetzt,“ sagte der Geistliche. „Denn mein Londoner Großstadt-Sakristan führte mich zu einem Opferlasten in der Kirche, der die Aufschrift trug: „Für arme Erstkommunikanten der Gemeinde“. Dort warf ich meinen Schilling hinein, obwohl ich mir darüber klar war, daß diese Gabe bei unserm Herrgott droben nicht auf mein Guthaben, sondern auf das meines Sakristans gesetzt würde.“

Als ich dann das Kirchlein des heiligen Aloysius wieder verließ, begleitete mich der junge Herr noch bis an die Hauptstraße, wo wir uns mit einem gut deutschen „Auf Wiedersehen“ trennten. Er wünschte mir viel Vergnügen für meinen Aufenthalt in London, zog elegant seinen Hut und sprang im nächsten Augenblicke behend auf einen schwerfälligen blauen Omnibus, der nach der City rollte.

Ich stand noch einige Augenblicke und schaute dem fortschreitenden Wagen nach. Und dabei dachte ich mir, daß also die Großstadt schließlich keinen verderben muß, sondern daß sie schließlich nur jene verderbt, die sich verderben lassen wollen. Solche Leute brauchen aber schließlich nicht erst nach der Großstadt zu gehen. Meinen Sie nicht auch, Herr Referendar?“

Der Herr Referendar bejahte und erlaubte sich, auf das ganz Spezielle seines gütigen Gastgebers zu trinken.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Jose Blätter von einem alten Prätillus.

(Fortsetzung.)

Wenn man die Kinder strafft, soll man es ihnen sagen oder es sie merken lassen, daß man nicht aus Mergel und in Aufwallung strafe, sondern weil man sie so lieb habe, weil es Pflicht vor Gott sei und ihr eigenes Seelenheil es erfordere. Das Kind darf es sehen, daß es dem Vater leid ist, wenn er strafen muß. Auch das kleine Kind wird es schon verstehen, wenn man ihm die Notwendigkeit der Züchtigung dadurch klar macht, daß es doch brav und ordentlich werden solle. Wie wir schon sagten, verliert bei Kindern, an welchen vernünftig und in christlicher Absicht zu rechter Zeit gestraft wird, der Erzieher durchaus nicht an Liebe. Man macht sogar oft die Erfahrung, daß die Kinder gerade einen strengen Erzieher, einen strengen Vater in dankbarer Erinnerung behalten, wenn sie sich überzeugt haben, daß er beim Strafen nur durch wahre Liebe zu seinen Schutzbefohlenen sich leiten ließ. Ich habe einmal am Grabe eines Mannes gestanden, der im kräftigen Mannesalter einem Schlaganfall erlegen war. Er war als strenger Vater bekannt und seine im Alter von 18 bis 24 Jahre stehenden Söhne hatten in ungen Jahren manchmal seine starke Hand gefühlt, der Vater hatte aber deshalb ihre Liebe nicht verloren, sie waren auch alle drei tüchtige und brave Jünglinge geworden. Laut weinend standen sie am Grabe, so daß alle Teilnehmer tief ergriffen waren. — Wie die Erziehung überhaupt eine große Kunst ist. — Alban Stolz hat ein dickes Buch über „Erziehungskunst“ geschrieben —, so ist es ganz besonders eine große Kunst recht zu strafen. Das Erziehungsmittel der körperlichen Züchtigung ist die stärkste Arznei, darum muß sehr genau bemessen werden, wann und in welchem Maße sie anzuwenden ist, damit nicht das Heilmittel Unheil anrichtet. Gewiß wird die körperliche Züchtigung auch in der hl. Schrift empfohlen, aber auch vor Mißbrauch der Strafen warnt der hl. Paulus, wenn er sagt: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn“ und der Psalmist mahnt zu zürnen und dabei nicht zu sündigen.“ (Ps. 4, 5.) Es gibt manche, die deshalb, um ihr Gewissen nicht zu beunruhigen, ganz auf Tadel und Strafe verzichten, also die Pflicht veräumen, um die Gerechtigkeit nicht zu verletzen. Das ist aber nicht recht, die Kunst zu rügen und zu strafen, muß zu erlernen sein, sonst hätte sie Gott nicht den Vorgesetzten und Eltern aufgelegt. In seinem sehr empfehlenswerten Buch „Die Kunst zu leben.“*) führt der Dominikanerpater Weiß dafür, wie er sagt, „statt langer Worte eine kurzes Beispiel“ an. Er schreibt: „Ich hatte unter den Männern, denen ich für meine Erziehung aufrichtig dankbar bin, einen Benediktiner, dem es Gott in der Ewigkeit vergelten möge, daß er mir oft ein so wunderbares Beispiel der Selbstbeherrschung gab. Er war damals 40 Jahre alt, sehr lebhaften Geistes und die Beweglichkeit selber. Die 60 jungen Leute, deren Ueberwachung ihm zugewiesen war, hätten ihm schon manchmal das Blut zu Kopf treiben können. Wir boshafte Jungen hätten ihm das nicht bloß verziehen, sondern wir hätten es sehr gern gesehen. Aber in dieser Erwartung betrogen wir uns, denn nie ließ er sich zu einem Ausbruch der Erregung hinreißen. Hatte einer größer gefehlt, so sagte er jedesmal: Ich sollte dich jetzt strafen, aber du hast mich wirklich aufgeregt, in dem Zustand kann ich dir keine Strafe nicht geben. Komme morgen auf mein Zimmer, dann sollst du sie erhalten. Und kam einer des nächsten Tages, so gab er nicht selten den Bescheid. Du warst zu böse, ich bin heute noch nicht ganz ruhig, warten wir bis morgen, du laufft mir ja nicht davon. Erst wenn er vollkommen Herr seiner Ruhe, mit andern Worten, seiner selbst geworden war, schritt er zur Strafe. Er schenkte sie nie, das wußten wir schon. Er war auch gar nicht übermäßig milde in seinen Strafen, das fühlten wir genug. Aber wir sahen, daß bei ihm die Strafen nicht von Zorn eingegeben, sondern ein Ausfluß der Gerechtigkeit waren, und darum beklagte sich nie einer über eine Züchtigung von ihm, und wir liebten ihn, wie er uns liebte und ächteten ihn aufrichtig und das will bei jungen Leuten alles heißen.“ Das deutet sich ungefähr mit dem Rat, den ein erfahrener Erzieher gab, wenn er sagte: Strafe körperlich nie unter der Unterrichtsstunde, sondern künde dem Sünder kurz an, was ihn erwartet

*) Freiburg, Herder.

und nütze so die Wirkung des Aufschubs aus. Dir ist bis dahin der Zorn verfliegen und dem Schüler die Unbotmäßigkeit ganz der rechte Augenblick, in dem eine wohlertwogene Züchtigung ihre Schuldigkeit tut.“ Was hier dem Lehrer geraten wird, das gilt in entsprechender Weise auch für Eltern und andere Erzieher.

Die Waisenkinder von Oesterreich.

Waisenkinder . . . weht nicht um dieses trübe Wort gemeinlich auch die Vorstellung von Not und Armut? Die Geschichtschreiber haben uns ja tausendmal das frierende kleine Blumenmädchen vorgeführt, das in raschem Rascheinander beide Eltern verloren hat, oder den zerkümmerten Schuhriemenverkäufer, der seine Eltern nie kannte. Auch die kleinen Ruben in den grauen Foppen, die wir da in sittsamer Reihe durch die Straßen gehen sehen, etwa vom Waisenhaus zur Schule und zurück — auch sie sind fast durchwegs ganz armer Leute Kinder. Reiche Waisenkinder zu sehen, sind wir nicht gewöhnt. Sie tragen, meist in der Obhut reicher Verwandter, ihr trauriges Los im Verborgenen, sie sind, materiell unabhängig von der Mittwelt, nicht so sehr vor unser Mitleid hingestellt. Denken wir an sie, so schleicht sich unwillkürlich die Empfindung an uns heran, sie seien nicht so sehr unseres Mitleids bedürftig wie jene Armen, denn sie seien doch wenigstens vor Not geschützt. Welch ein ungerechter Gedanke! Wie geringfügig ist der leicht erkennbare Verlust eines gedeckten Tisches und eines weichen Bettes gegenüber jenem großen, unersetzbaren Verlust, dem Verlust der Eltern. Reiche Waisenkinder, arme Waisenkinder — — — beide verloren gleich viel, beide verloren alles: die Eltern. Von Geld und Habe ist Glück oder Unglück von Kindern noch weit unabhängiger, als das Geschick Erwachsener. Denn Kinder haben das Leben vor sich. Reiche Kinder können verarmen, arme können zu Reichtum gelangen, ohne daß Wunder zu geschehen brauchen. Glück oder Unglück von Kindern hängt einzig von der Schönheit ihrer Jugend ab. Wir alle kennen tausend arme, barsüßige Kinder, die eine sonnige Jugend haben und glücklich sind. Verwaiste Kinder aber haben überhaupt keine Jugend mehr. Denn die Jugend stirbt mit den Eltern.

Eine Abstufung kann unser Mitleid mit Waisenkindern allenfalls erfahren, wenn wir erwägen, wie gut die Eltern waren, die sie verloren. Es gibt ja leider gerade in der Großstadt genug Eltern, die es nicht verstehen, die Jugend ihrer Kinder sonnig zu machen, ja ihr sogar durch Lieblosigkeit und Härte alle Sonne rauben, die das natürliche Anrecht der Jugend ist. Der Verlust solcher Eltern wird naturgemäß von den Kindern wesentlich leichter verschmerzt, ja unter Umständen sogar als Glücksfall aufgefaßt werden. Die Unnatur solcher Zustände setzt gewissermaßen automatisch auch unser natürliches Mitleid mit solchen Kindern außer Tätigkeit und der gutherzige Nachbar ist rasch mit dem Trost bei der Hand, daß diese Kinder doch nichts Gutes gehabt haben im Elternhaus. Auf der anderen Seite wird das Mitleid umso größer sein, je liebevoller und fürsorglicher diese Eltern waren. Auch darauf wird es ankommen, wie jung diese Kinder sind. Denn je jünger sie sind, desto größer ist die Einsamkeit, in die sie plötzlich hinausgestellt wurden, desto rührender ist ihre Lebensuntüchtigkeit, ihre Unerfahrenheit und Hilflosigkeit. Werden sie, der festesten und natürlichsten Stütze beraubt, den Kampf mit dem Leben erfolgreich aufnehmen können? Werden sie Verater von genügender Treue finden?

Vieltausendfältig wie die Erscheinungen des Lebens sind die Möglichkeiten des Unglücks, in dem sterbende Eltern ihre verwaisten Kinder zurücklassen.

Und nun stehen plötzlich drei fürstliche Waisenkinder vor uns, drei Kinder, auf die Millionen tränenfeuchter Augen gerichtet sind, drei Kinder, denen vom ersten Augenblicke an das Mitleid der ganzen Welt zuflöhte. Denn auch der einfachste Mann empfindet, daß Tote nicht mehr seines Mitleids bedürfen, sie, die hinausgehoben sind über die Erdenphäre von Glück und Unglück. Des Mitleids bedürfen die Hinterbliebenen hier die hinterbliebenen Kinder. Die „Hinterbliebenen“! Welch ein schwarzumrahmtes Wort. Die hinten gebliebenen, sie, denen die Toten entliehen, denen die Toten vorausgingen. Die Hinterbliebenen weinen, die Toten lächeln.

Nicht allzuviel hatte man bisher von diesen drei Kindern gewußt. Man sah ihre Bilder niemals allein. Immer mit Vater und Mutter. Man wußte sie in der Obhut derselben treuen Hände, in deren Obhut einst ein ganzes Land liegen sollte. Man wußte, daß sie in einem Rosengarten aufwuchsen und daß auch um ihre jungen Herzen ein Rosengarten stand

und blühte. Erst vor ein paar Wochen unternahmten Schulkinder mit ihren Lehrern einen Ausflug nach Kronopitsch, um die Rosengärten zu besichtigen. Wolken zogen am Himmel auf, ein Gewitterregen begann. Da wurden die Besucher ins Schloß geladen. Kindliche Hände streckten sich den Kindern entgegen, ein gütiger Erzherzog, eine lächelnde Herzogin billigten solche Kindergüte. Und während dann die fremden Kinder bei wieder geklärtem Wetter heimzu gingen, dachte wohl manches: „Rosengarten . . . welch ein Rosengarten . . .!“ Die Herzogin streichelte ein paar Minuten vor ihrem Tode im Rathaus von Serajewo ein Mädchen und sagte: „So groß ist auch unsere Sophie . . .!“ Und: „So lange haben wir unsere Kinder noch nie allein gelassen.“ Da empfanden es wohl alle Umstehenden, welch ein Band, welch ein Rosenband sich wov aus der Hauptstadt des südlichsten Kronlandes hinauf in das Rosenschloß im nördlichsten Kronlande. Man wußte bisher nicht viel von diesen drei Kindern. Allein man wußte das Beste, das Glückliche, was man von Kindern wissen kann: Daß sie gute und liebevolle Eltern hatten.

Und man wußte von ihnen, daß sie die Kinder des Mannes waren, der, dem Throne am nächsten stehend, berufen schien, Kaiser eines ehrwürdigen Reiches zu werden. Da lebten sie denn in der Vorstellung als die Kinder des Kaisers, und alles Liebliche, was man von ihnen vernahm, freute einen doppelt, weil es solch hochgestellte Kinder, die höchsten Kinder des Reiches betraf, und über alle Züge ihrer kindlichen Güte war man doppelt glücklich, weil ja die Kinder, die solche Güte zierte, kaiserliche Kinder waren. Die Höhe ihrer Stellung erhöhte in unserem Empfinden ihr Glück und ihre Güte.

Mit zwei leichten Drucken auf das Zügel eines Revolvers hat der Verbrecher den Platz dieser drei Kinder zurückgeschoben aus der ersten Reihe, weit zurück . . . Sie sind nicht mehr die Kinder des künftigen Kaisers. Sie sind begüterte Prinzen, werden ein paar prächtige Schlösser besitzen. Und sind im übrigen Waisenkinder. Sie haben keine Eltern mehr. Gewiß, ihre trefflich begonnene Erziehung wird nicht ins Stocken kommen, wird keinen Abbruch erleiden. Alle menschenmögliche Sorgfalt wird ihnen zuteil werden, dafür bürgen die Namen ihrer Verwandten, ihres Vormundes. Dafür bürgt ganz Oesterreich, dieses Oesterreich, das an diesen Kindern eine Dankeschuld, eine Ehrenschild abzutragen hat. Allein dieses vermag nicht einmal für Augenblicke den Gedanken zu überläuten, daß ihnen die besten Eltern geraubt worden sind, die Kinder dieser Erde zu haben vermögen. Ihre Habe wird treu verwaltet werden, für ihre Zukunft wird unermüdetlich gesorgt werden. Ihre Eltern aber bleiben tot. Versiegt bleibt auf ewig dieser Strom der kostbarsten Liebe, welche diese Erde kennt, der Elternliebe. Fast ohne Interesse liest man die Ziffern, welche den Geldwert ihrer Erbschaft anzeigen. Zifferlos ins Unendliche flutend ist der Wert ihres Verlustes.

Was wird aus diesen Kindern werden? Die Knaben können Soldaten, das Mädchen kann die Mutter von Soldaten werden. Größe und Heldhaftigkeit rauscht ihnen ja im Blut. Die Zukunft Oesterreichs wird wahrhaftig Soldaten brauchen.

Als die Kinder zur Audienz beim Kaiser führen, wurden sie von einer vieltausendköpfigen Volksmenge auf allen Straßen erwartet und begrüßt. Dieses stumme Winken, diese lautlosen Gebärden. Hinter denen Stürme von bewegtester Leidenschaft sich verbargen, waren wahrhaft erschütternd. Ein Gedanke, der nicht ganz frei war von einer Art Schuldbewußtsein, beherrschte die ganze Menge, etwa dieser: „Hätten wir den Vater dieser Kinder nicht zu unserem Kaiser machen wollen, so hätten diese Kinder ihre Eltern nicht verloren.“ Nun fühlen sich alle diese Leute den drei fürstlichen Waisenkindern irgendwie verpflichtet.

Sie werden, so lange sie Kinder bleiben, die geliebtesten Kinder dieses Reiches sein. Sie sind die Waisenkinder ganz Oesterreichs.

Erziehungsgrundsatz.

Der Wunde vorbeugen ist besser, als die Wunde verbinden und heilen. Dem Fehler vorbeugen ist besser, als den Fehler verbessern. Dies war ein Hauptgrundsatz Don Boscos, des großen Erziehers. Dein Kind soll weise und liebevoll behandelt und überwacht werden, daß es fast in die Unmöglichkeit verkehrt wird, einen Fehler zu begehen. Dieses Verfahren erstickt das Böse im Keime. Es schwächt die erste Versuchung zum Bösen. Das Kind wird fest im Vertrauen zu demjenigen, der es warnt, der es gut machen will, der es vor Strafen schützt.